



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2019

---

## **Schrift und Schreiben in der gegenwärtigen Sprachreflexion**

Dürscheid, Christa ; Brommer, Sarah

**Abstract:** Im vorliegenden Beitrag werden verschiedene Aspekte rund um das Thema Schreiben behandelt, die in der Öffentlichkeit immer wieder Anlass zu Diskussionen geben. Dazu gehören nicht nur Fragen zur Rechtschreibkompetenz und zum Einfluss neuer Kommunikationsformen auf das Schreiben. Auch die Frage, was einen guten Text ausmacht und wie Schüler dazu angeleitet werden können, gute Texte zu schreiben, spielt im öffentlichen Diskurs eine Rolle, wird aber mehr noch in der Schreibforschung und in der Schreibdidaktik diskutiert.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110296150-014>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-174453>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Dürscheid, Christa; Brommer, Sarah (2019). Schrift und Schreiben in der gegenwärtigen Sprachreflexion. In: von Gerd, Antos; Niehr, Thomas; Spitzmüller, Jürgen. Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter, 309-332.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110296150-014>

Christa Dürscheid und Sarah Brommer

## 13. Schrift und Schreiben in der gegenwärtigen Sprachreflexion

**Abstract:** Im vorliegenden Beitrag werden verschiedene Aspekte rund um das Thema Schreiben behandelt, die in der Öffentlichkeit immer wieder Anlass zu Diskussionen geben. Dazu gehören nicht nur Fragen zur Rechtschreibkompetenz und zum Einfluss neuer Kommunikationsformen auf das Schreiben. Auch die Frage, was einen guten Text ausmacht und wie Schüler dazu angeleitet werden können, gute Texte zu schreiben, spielt im öffentlichen Diskurs eine Rolle, wird aber mehr noch in der Schreibforschung und in der Schreibdidaktik diskutiert. Zunächst legen wir anhand ausgewählter Beispiele dar, welche Themen im öffentlichen Diskurs vorherrschend sind (Abschn. 1). In einem zweiten Schritt zeigen wir auf, welchen Stellenwert Schrift und Schriftlichkeit in unserer literalen Gesellschaft haben (Abschn. 2). Die folgenden beiden Abschnitte behandeln grundlegende Aspekte der Rechtschreibung und der Schreibkompetenz, wie sie sowohl in der Öffentlichkeit als auch im wissenschaftlichen Diskurs thematisiert werden: Was ist eine gute Rechtschreibung (Abschn. 3)? Was sind gute Texte (Abschn. 4)? Unser Augenmerk richtet sich hier – wie es auch im öffentlichen Diskurs geschieht – auf das Produkt des Schreibens, den Text, und nicht auf den Schreibprozess. Da es bei allen diesen Fragen um das Adjektiv *gut* geht, wird diesem Thema abschließend ein eigener Abschnitt gewidmet: Was heißt *gut* (Abschn. 5)? Hier machen wir deutlich, dass die Erwartungshaltung des Rezipienten in der Beurteilung von Texten eine wichtige Rolle spielt. In diesem Kontext wird auch das Konzept der Angemessenheit diskutiert, denn auch dieses lässt, wie das Adjektiv *gut*, einen großen Interpretationsspielraum zu.

- 1 Schreiben im Diskurs
- 2 Die gute Schrift
- 3 Gute Rechtschreibung
- 4 Gute Texte
- 5 Gut, gut, gut
- 6 Literatur

### 1 Schreiben im Diskurs

Am 29.11.2011 publizierte der Rat für deutsche Rechtschreibung auf seiner Website (siehe unter <http://www.rechtschreibrat.com>) eine Pressemitteilung, die unter der Überschrift „Ratsvorsitzender Zehetmair besorgt um deutsche Sprache – gemeinsame

<https://doi.org/10.1515/9783110296150-014>

Anstrengung gefordert“ stand. Darin hieß es u. a., dass „der Sprache und insbesondere ihrer Rechtschreibung hohe Bedeutung beigemessen, aber im Umgang mit ihr nachlässig verfahren wird.“ In den Medienberichten, die damals auf diese Pressemitteilung folgten, wurde Hans Zehetmair, der von 2004 bis 2016 den Vorsitz im Rechtschreibrat hatte, ergänzend dazu mit den Worten zitiert, dass es sich aus seiner Sicht bei Twitter- und SMS-Texten um „Fetzenliteratur“ handle und dass heute bedauerlicherweise immer weniger geschrieben und gelesen werde (vgl. Die Welt, 02.01.2012: Sprachexperte geißelt Fetzenliteratur auf Twitter).

Wie dieses Zitat zeigt, das aus prominentem Munde stammt, gibt es in den Medien immer wieder einen Anlass, über das Thema Schreiben zu berichten und Experten (wie hier Hans Zehetmair), Lehrer oder besorgte Eltern zu diesem Thema zu Wort kommen zu lassen. Lange Zeit wurden solche Berichte durch den öffentlichen Diskurs über die Rechtschreibreform noch zusätzlich befeuert. So kann man in den Arbeiten von Oliver Stenschke (2005), Susanne Künzi (2012) und Nadine Schimmel-Fijalkowysch (2018) im Detail nachlesen, wie intensiv dieser Diskurs geführt wurde. Die Auswertungen der Presstexte in den beiden erstgenannten Arbeiten beziehen sich aber in erster Linie auf die 1990er-Jahre, was insofern nicht verwundert, als es zu dieser Zeit zahlreiche Ereignisse rund um die Rechtschreibreform gab. Doch selbst in den letzten Jahren stößt man noch auf Zeitungsartikel zu diesem Thema. Dazu sei hier nur eine kleine, chronologisch geordnete Auswahl gegeben:

- 01.08.2013 Westfälische Nachrichten: Kritiker fordern eine Reform der Reform
- 09.09.2013 Neue Osnabrücker Zeitung: Bis heute umstritten. Rechtschreibreform mit Fehlern
- 12.01.2014 Berliner Zeitung: Prozess der Vereinfachung sollte noch weiter gehen
- 02.09.2014 Bild: Deutsche Sprache, irre Sprache? Einmal Tunfisch mit Ketschup, bitte! Die absurden Auswirkungen der Rechtschreibreform
- 22.10.2014 Spiegel online: Wie die Rechtschreibreform in die Köpfe kommt
- 01.08.2015 Die Zeit: Neue Rechtschreibung: „Das war überzogen“
- 10.08.2016 Deutschlandfunk: 20 Jahre Rechtschreibreform. Die Kritik reißt nicht ab
- 12.08.2016 Der Tagesspiegel: „Neue“ Rechtschreibung ist für manche noch immer ein Gräuel
- 20.01.2018 Deutschlandfunk: Ist die Rechtschreibung am Ende?
- 01.08.2018 Berliner Morgenpost: 20 Jahre Rechtschreibreform – als „daß“ zu „dass“ wurde

Im vorliegenden Beitrag wird es nun aber nicht um die Rechtschreibreform gehen, sondern generell um die Frage, wie das Thema ‚Schreiben‘ in der Öffentlichkeit verhandelt wird – und in diesem Kontext ist die Rechtschreibreform nur ein Teildiskurs, um den es in den letzten Jahren zudem sehr viel ruhiger geworden ist. Andere Aspekte rückten stattdessen in den Vordergrund der Medienberichterstattung. So wird in den Medien die Frage angesprochen, ob das Schreiben am Computer dazu führt,

dass das Schreiben von Hand verlernt wird, oder es wird darüber diskutiert, ob Kinder überhaupt noch die Schreibschrift lernen sollten und man stattdessen nicht der Druckschrift den Vorzug geben solle. Daneben gibt es auch Artikel, in denen die Typographie im Zentrum steht. Das ist z. B. der Fall, wenn eine Zeitung ihre Leser über das neue Layout informiert und die Vorzüge dieses Relaunchs darstellt. Oft werden solche Neuerungen in Leserbriefen und Online-Foren recht emotional diskutiert. Auch daran sieht man, dass die Textgestalt für die Leser eine wichtige Rolle spielt und als eigenständiges Phänomen wahrgenommen wird. Diesem Umstand wurde in der Schriftlinguistik inzwischen Rechnung getragen; die „Sichtbarkeit der Schrift und schriftlicher Texte“ (Spitzmüller 2013, 2) ist in den Blickpunkt der Forschung gerückt. Das zeigt sich z.B. dann, wenn nach dem ideologischen Potential von Schrifttypen gefragt wird. Auch hierzu finden sich Äußerungen im öffentlichen Diskurs, so z. B. in einem Blogbeitrag vom 09.01.2014, in dem die Frage gestellt wird: „Muss man Nazi sein, um Fraktur zu mögen?“.

Halten wir also fest: Über die Rechtschreibreform hinaus werden in den Medien viele weitere Aspekte zum Schreiben thematisiert (so auch die Alphabetisierung Erwachsener oder die Frage, ob in der Schule noch Diktate geschrieben werden sollten). Einige dieser Themen werden immer wieder aufgegriffen, andere spielen im öffentlichen Diskurs eher eine marginale Rolle. Im Folgenden sei nochmals eine kleine Auswahl an Artikelüberschriften gegeben, um die Themenvielfalt zu illustrieren:

- 30.03.2011 Kölner Stadtanzeiger: Guter Stil ist gefragt – auch im Netz
- 28.11.2011 Die Zeit: Schreiben in der Schule. Voll eklich wg schule \*stöhn\*
- 27.08.2012 Kleine Zeitung: Was Personalchefs auf die Palme bringt: Rechtschreibfehler und Schlamperei – eine Umfrage zeigt die K.o.-Kriterien bei der schriftlichen Bewerbung auf
- 12.09.2013 süddeutsche.de: Analphabeten in Deutschland. Manchmal fehlt der richtige Buchstabe
- 11.11.2013 Focus Schule Online: Bitte zum Diktat! Wie gut sind Sie in Rechtschreibung?
- 27.03.2014 Frankfurter Allgemeine Zeitung: Sprachnotstand an der Uni. Studenten können keine Rechtschreibung mehr
- 26.03.2015 Nordbayrischer Kurier: Schrift als Kunst: Die Schönheit der Form kennenlernen
- 01.04.2015 Spiegel Online: Umfrage unter 2000 Pädagogen: Lehrer beklagen schlechte Handschrift bei Schülern
- 12.08.2016 Süddeutsche: Wer viel liest, der schreibt auch richtig?
- 11.07.2017 Bayern3: Wieso eine gute Rechtschreibung beim Flirten so wichtig ist
- 03.12.2017 Die Zeit: Schrift: Wie das Schreiben das Denken verändert
- 14.07.2018 Deutschlandfunk: Rechtschreibung in den Sozialen Medien. Ich bin doch kein Bebi!
- 16.11.2018 Der Tagesspiegel: Keine Empfehlung zum Gendersternchen

- 09.02.2019 Welt: Rechtschreibung von Studenten. Die Generation Z schreibt „Is gut“ – oder schickt ein Emoticon
- 21.02.2019 Rhein-Neckar-Zeitung: Was Linguisten bei Twitter und Facebook lernen
- 03.02.2019 Süddeutsche Zeitung: Die Wörter zähmen. Therapieideen für Kinder mit Lese-Rechtschreib-Störung
- 01.03.2019 Bayerischer Rundfunk: Tablet statt Bücher: Besuch im digitalen Klassenzimmer

Welche dieser Themen sind es nun aber, die in den Medien wiederkehrend verhandelt werden, die tendenziell also eher im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen? Die Antwort liegt auf der Hand: Es sind Fragen rund um die Schreibkompetenz, wobei die Medienberichte, die dieses Thema aufnehmen, meist nicht nur die Rechtschreibung betreffen, sondern generell das Schreiben von Texten. Dabei geht es in den Artikeln oft um die Frage, welche Auswirkungen das SMS- und Internetschreiben haben könnte (vgl. dazu Dürscheid/Wagner/Brommer 2010 aus linguistischer Sicht) und wie es um die Schreib- und Lesekompetenz in unserer mediengeprägten Zeit bestellt ist. Das zeigen auch die Kommentare, die im Anschluss an die oben erwähnte Pressemitteilung des Rats für deutsche Rechtschreibung erschienen. So hieß es in dem oben bereits erwähnten Zeitungsartikel „Sprachexperte geißelt Fetzenliteratur auf Twitter“ vom 02.01.2012:

Der Rechtschreibrats-Chef Hans Zehetmair schlägt Alarm: Twitter, Anglizismen und Abkürzungen wie „HDL“ gefährden die Sprachkompetenz ganzer Generationen.

„Fetzenliteratur“ auf Twitter oder in SMS bedroht nach Ansicht des Rechtschreibrats-Vorsitzenden die Sprachkompetenz junger Leute. „Eine junge Generation schreibt heute – um eine Liebe zum Ausdruck zu bringen – keine Briefe mehr, sondern „HDL“ – „Hab Dich lieb“, bemängelte er. „Unsere Zeit ist so schnelllebig geworden. Da müssen Sie sich nur die Twitter-Literatur ansehen, in der es keine ganzen Sätze mehr gibt.“

Wie man an diesem Textauszug sieht, geht es hier weniger um die Rechtschreibung im Besonderen als um „die Sprachkompetenz ganzer Generationen“ – diese ist es, die als ‚gefährdet‘ angesehen wird. Damit gesellt sich der Artikel zu vielen anderen, in denen eher ein pessimistisches Bild des heutigen Sprachgebrauchs gezeichnet wird. Nicht zuletzt deshalb sahen sich die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und die Union der deutschen Akademien der Wissenschaften dazu veranlasst, einen Band herauszugeben, der der Frage nachgeht, wie es „tatsächlich um Reichtum und Armut der deutschen Sprache bestellt ist“ (Klappentext). Dieser *Erste Bericht zur Lage der deutschen Sprache* (vgl. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften 2013) greift – wie auch der *Zweite Bericht* (vgl. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften 2017) – Themen auf, denen, so heißt es im Vorwort,

in aktuellen Sprachdiskussionen großes und dauerhaftes Interesse entgegengebracht wird. Einer der Beiträge aus dem *Ersten Bericht* stammt von Peter Eisenberg und trägt den Titel „Anglizismen im Deutschen“. Dieser sei eigens erwähnt, denn der Anglizismengebrauch ist es, der – neben Abkürzungen wie HDL – im öffentlichen Diskurs häufig als Beispiel für die Gefährdung der „Sprachkompetenz ganzer Generationen“ (s. obiges Zitat) genannt wird (vgl. dazu auch Pfalzgraf, in diesem Band). Es soll hier jedoch nicht der Eindruck entstehen, dass solch kritische Stimmen die allein vorherrschenden im Diskurs über die Schreibkompetenz seien; man findet durchaus auch andere Meinungen (vgl. dazu Abschn. 4).

Grundsätzlich kann das Thema Schrift und Schreiben also aus ganz verschiedenen Perspektiven betrachtet werden, je nachdem, welcher Aspekt im jeweiligen Bericht in den Vordergrund gestellt wird. Oft kommt es auch vor, dass solche Beiträge von den Lesern ausführlich kommentiert werden. So erschien am 28.03.2013 in *Spiegel online* unter der Überschrift „Rechtschreibung bei Schülern: „Ich fant den Film gemein“ ein Bericht über eine vergleichende Studie zur Schreibkompetenz von Viertklässlern, die in den Jahren 1972 und 2002 und schließlich nochmals im Jahr 2012 durchgeführt wurde (vgl. Steinig/Betzel 2014). Zu diesem Bericht wurden 596 Leserkommentare geschrieben; der letzte stammt vom 15.04.2015. Das wirft eine Frage auf, der im nächsten Abschnitt nachgegangen werden soll: Woran mag es liegen, dass es augenscheinlich ein solch großes öffentliches Interesse am Thema Schreiben gibt? Dass dies der Fall ist, kann hier zwar nur vermutet werden (aktuelle Diskurs-Untersuchungen liegen uns nicht vor); die hohe Zahl solcher Leserkommentare weist aber darauf hin, dass diese Annahme ihre Berechtigung hat. Und nicht zuletzt zeigen ja auch die Emotionalität und Intensität, mit denen der Diskurs über die Rechtschreibreform geführt wurde (vgl. dazu u. a. Stenschke 2005), dass das Thema (Recht-)Schreiben einen Großteil der Bevölkerung bewegt. Oliver Stenschke weist in der Einleitung zu seiner Arbeit auf einen weiteren Umstand hin, der darauf schließen lässt, dass das Interesse an der (Recht-)Schreibung groß ist. Er stellt fest:

[D]er Rechtschreibduden stand in den Jahren 1996 bis 2000 in der von Focus veröffentlichten Jahres-Bestseller-Liste auf Platz eins bei den Sachbüchern, teilweise dicht gefolgt von der Bertelsmann-Rechtschreibung, die zum Beispiel 1997 immerhin einen respektablen fünften Platz belegt. (Stenschke 2005, 1)

Und selbst im Jahr 2018 – also in einer Zeit, wo die Diskussion um die Rechtschreibreform keine Rolle mehr spielt – hat es der Rechtschreibduden (2017 in der 27. Auflage erschienen) auf der Bestseller-Liste von *media control* einmal sogar auf Platz 6 geschafft (vgl. <https://www.charts.de/buch-charts> <03.09.2018>).

## 2 Die gute Schrift

Wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, betrachten wir hier ausschließlich die geschriebene, nicht die gesprochene Sprache. Unser Ausgangspunkt ist also nicht die Frage, wie ein bestimmter Sprachgebrauch – gleich, ob mündlich oder schriftlich – von der Öffentlichkeit beurteilt wird (z.B. die Verwendung von Anglizismen) oder was generell als gutes resp. schlechtes Deutsch gelten könnte (vgl. dazu Androutopoulos, in diesem Band). Vielmehr geht es hier nur um solche Aspekte, die auf die graphische Ebene von Sprache, auf die mediale Schriftlichkeit (vgl. dazu Koch/Oesterreicher 1994) bezogen sind. Dass es ein großes Spektrum solch schriftbezogener Themen gibt, ist offensichtlich; einige wurden im vorangehenden Abschnitt bereits genannt. Aus fachwissenschaftlicher Sicht lassen sich noch weitere Aspekte nennen. Darunter fallen bspw. Forschungen zur Handschrift (vgl. Gredig i. V.), zur Schreibdidaktik (vgl. Günther 2010), zur Schriftgeschichte, zur Schrifttypologie (z.B. die Unterscheidung von Alphabetschriften und Silbenschriften) oder zur Graphematik (vgl. Dürscheid 2016). All das sind Themen, die in der Linguistik behandelt werden – und dies teilweise recht kontrovers. Beispielsweise gibt es in der Schriftgeschichtsforschung eine lange Disputation über die Anfänge der Schriftkultur (vgl. Haarmann 2002), und auch die Frage, in welcher Relation die Schreibung zur Lautung steht (s. die Kontroverse um die Autonomie- vs. Dependenzhypothese), ist keineswegs unumstritten (vgl. Neef 2005). Solche Dispute werden aber nur in der Fachwelt, nicht in der Öffentlichkeit geführt, sie gehören nicht zu den Themen alltagsweltlicher Sprachreflexion. Anders ist es mit Fragen rund um Rechtschreibung und Schreibkompetenz. Dabei handelt es sich um populäre Themen, die eine Reihe von Fragen aufwerfen, welche sowohl in der Wissenschaft als auch in der Öffentlichkeit gestellt werden (vgl. dazu die Abschnitte 3 und 4).

Damit kommen wir zu einem Aspekt, der bereits weiter oben angesprochen wurde: Woran mag es liegen, dass ein solch großes öffentliches Interesse am Thema (Recht-)Schreiben besteht? Und ergänzend dazu: Warum werden an die geschriebene Sprache so hohe Erwartungen herangetragen? So wurde im vorangehenden Abschnitt der frühere Ratsvorsitzende Hans Zehetmair mit den Worten zitiert, dass es in Twitter-Nachrichten keine ganzen Sätze mehr gebe. Daraus lässt sich im Umkehrschluss folgern, dass seine Erwartung die ist, Texte müssten aus ganzen Sätzen bestehen. Und tatsächlich ist dies ein Merkmal, das immer wieder mit gutem Schreiben in Verbindung gebracht wird – und dies, obwohl auch in stilistisch elaborierten Texten nicht-satzwertige Sequenzen vorkommen können (z.B. Satzäquivalente wie „Ende gut, alles gut“ oder selbständig vorkommende Nebensätze vom Typ „Doch wohin das wohl führen wird?“). In Bezug auf die gesprochene Sprache gibt es solche Normvorstellungen nicht in gleichem Maße. Beispielsweise würde man wohl niemandem einen Vorwurf machen, der auf die Frage „Wann können wir uns heute treffen?“ die knappe Antwort „Erst um 12.“ gibt. Allenfalls würde man daran Anstoß nehmen, dass die Antwort unhöflich ist

(da z.B. keine weitere Begründung genannt wird), nicht aber, dass sie aus syntaktischer Hinsicht unvollständig ist. Im Gegenteil: Es wäre nachgerade seltsam, wenn man in einer solchen Sequenz eine Antwort wie „Wir können uns erst um 12 treffen.“ erwarten würde.

Allerdings stellt sich hier die Frage, ob dies tatsächlich damit zusammenhängt, dass eine Äußerung mündlich, nicht schriftlich erfolgt. Ist hier nicht vielmehr der Umstand ausschlaggebend, dass es sich um eine dialogische Situation handelt (eine Frage-Antwort-Sequenz) und das Auftreten von elliptischen Konstruktionen in einer solchen Interaktion unauffällig ist – und zwar unabhängig davon, ob sie mündlich oder schriftlich erfolgt? Tatsächlich gibt es ja auch schriftliche Äußerungen, die unvollständige Sätze enthalten, ohne dass dies den Beteiligten bei der Lektüre überhaupt auffallen würde. Das illustriert der folgende konstruierte WhatsApp-Dialog: A: „Ich bin noch im Büro. Wo bist du?“ B: „An der Uni. Komme aber gleich nach Hause.“ Für die Akzeptabilität solcher Äußerungen spielt also weniger die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache eine Rolle als vielmehr die Unterscheidung von Monologizität und Dialogizität. Das führt uns zu der Frage, was die geschriebene von der gesprochenen Sprache unterscheidet und – darauf aufbauend – warum das Schreiben einen so hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft hat und so viele Erwartungen daran geknüpft sind. An anderer Stelle wurden die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache bereits ausführlich behandelt (vgl. Dürscheid 2016, 24–34); deshalb seien hier nur die Aspekte genannt, die im vorliegenden Kontext relevant sind.

Für den prototypischen Fall gilt, dass das geschriebene Wort dauerhaft ist, die gesprochene Sprache flüchtig: Einmal gesagt, ist eine Äußerung nicht mehr zurückholbar; im Schreiben dagegen ist sie konserviert. Ein weiterer Unterschied ist der, dass die Produktion und die Rezeption der Äußerung im Geschriebenen zeitlich entkoppelt sind, im Gesprochenen nicht. Der Leser hat hier nicht unmittelbar die Möglichkeit, Nachfragen zu stellen oder gar den Schreiber zu unterbrechen. Zwar ist Ersteres in neueren Kommunikationsformen wie z. B. WhatsApp-Konversationen doch möglich, da sich hier die Kommunikation quasi-synchron vollzieht (vgl. Dürscheid/Frick 2016), dennoch gilt, dass das Schreiben im prototypischen Fall anderen Rezeptionsbedingungen als das Sprechen unterliegt. Darauf weist auch Eisenberg hin, wenn er schreibt:

Die geschriebene Sprache unterscheidet sich sowohl materiell als auch im Gebrauch von der gesprochenen. Gewöhnlich wird ein geschriebener Text nicht in derselben Situation gelesen, in der er niedergeschrieben wurde, die schriftliche Kommunikation ist ‚zerdehnt‘ (Ehlich 1983). (Eisenberg 2013, 285)

Damit zusammen hängt ein weiterer Unterschied: Die gesprochene Sprache ist dialogisch ausgerichtet, die geschriebene monologisch. Doch auch das trifft nur auf den prototypischen Fall zu. So wurde weiter oben am Beispiel der WhatsApp-Kommunikation schon darauf hingewiesen, dass die Dialogizität im Geschriebenen ebenfalls eine



Rolle spielen kann, und umgekehrt kann es im Mündlichen Äußerungsformen geben, die eher monologisch sind (z. B. Vorträge).

Damit kommen wir zu einem ebenso trivialen wie grundsätzlichen Punkt: Die Frage nach den Unterschieden zwischen gesprochener und geschriebener Sprache kann nur deshalb gestellt werden, weil wir in unserer Kultur über Schrift verfügen. Dass dies keineswegs selbstverständlich ist, zeigt nicht nur die Schriftgeschichte; es gibt auch heute noch schriftlose Kulturen (vgl. Haarmann 2002). In dem Kapitel „Kulturen ohne Schrift und die Herausforderung des Gedächtnisses“ (Haarmann 2002, 10–16) merkt Harald Haarmann dazu an, dass dort, wo keine Schrift verwendet wird (wie z. B. im Amazonasgebiet Brasiliens), „der Europäer ‚Primitivität‘ zu erkennen glaubt“ (Haarmann 2002, 11), an anderer Stelle spricht er kritisch von einem „alternativlose[n] zivilisatorische[n] Idealbild von Schriftkultur“ (Haarmann 2002, 10).

Ob das zutrifft, sei hier dahingestellt; es sei aber zumindest darauf verwiesen, dass die Schrift keineswegs immer nur als ‚gut‘ angesehen wurde. Vielmehr gibt es eine lange Tradition der Schriftkritik, die von Platon bis Rousseau reicht (vgl. dazu ausführlich Köller 1988, 154–156; siehe auch Stein 2006, 20–22). Fakt aber ist, dass wir uns als literalisierte, schriftgeprägte Menschen nur schwer vorstellen können, wie Gesellschaften, die nicht über Schrift verfügen, zu kulturellen Leistungen in der Lage sind. Hinzu kommt noch ein anderer Aspekt: Die Schrift ist – so das berühmte Diktum von Assmann (1992) – „das kulturelle Gedächtnis“, über die Schrift wird das Kulturgut an die nachfolgende Generation übermittelt. Zwar mag man einwenden, dass heute ein Großteil der Informationen nicht mehr über Schriftzeichen, sondern digital gespeichert ist, doch es ist, wie Haarmann (2002, 10) zu Recht betont, immer noch die Schrift, mit der diese Informationen verfügbar gemacht werden. Die Schrift ist, wie Haarmann (2002, 10) weiter schreibt, das Medium, das es uns ermöglicht, „mit dem Wissen über unsere Welt umzugehen“. Von daher verwundert es nicht, dass das Geschriebene im Vergleich zum Gesprochenen in unserer Gesellschaft einen höheren Stellenwert hat. Peter Stein (2006, 18) beschreibt in seiner Kulturgeschichte des Schreibens diesen Umstand mit den folgenden Worten:

Die wichtigste Qualitätsveränderung, die durch die Ingebrauchnahme der Schrift eintrat, ist die temporale Entwicklung des kulturellen Gedächtnisses. Die Stimme der Schrift spricht nicht nur zu den Lebenden, sie memoriert auch nicht nur das Vergangene – sie spricht über die Zeiten hinweg vor allem zu den Nachgeborenen in der Zukunft.

Damit soll hier nicht behauptet werden, dass es in oralen Kulturen nicht auch Möglichkeiten gebe, das Vergangene zu memorieren und Wissen zu tradieren (vgl. dazu ausführlich Assmann 1992). Doch weist Jan Assmann auch darauf hin, dass das kulturelle Gedächtnis eine Affinität zur Schriftlichkeit hat. Er schreibt:

In schriftlosen Kulturen [...] gehören Tänze, Spiele, Riten, Masken, Bilder, Rhythmen [...] in sehr viel intensiverer Weise zu den Formen feierlicher Selbstvergegenwärtigung und Selbstvergewisserung der Gruppe. (Assmann 1992, 59)

Halten wir also fest: Die Wertschätzung von Schrift in unserer Gesellschaft resultiert daraus, dass a) die geschriebene Sprache andere Funktionalitäten aufweist als die gesprochene (s. die Gegenüberstellung weiter oben) und dass b) die Schrift als eine kulturelle Errungenschaft gilt, als hohes Gut, das zudem noch mühsam erworben werden muss. Doch bei allen Vorzügen der Schrift benennt Peter Stein auch deren Grenzen: „Schrift ist schwierig, kann erst ab einem bestimmten Alter erlernt und durchaus wieder vergessen werden“ (Stein 2006, 21).

Wir kommen nun zu einer letzten, diesen Abschnitt abschliessenden Frage: Was ist ein ‚gutes Schriftsystem‘? Bekanntlich gibt es drei basale Schrifttypen: Alphabetschriften, Silbenschriften und logographische Schriften, die sich darin unterscheiden, welches das jeweils kleinste Element ist, das sie graphisch repräsentieren: der einzelne Laut, die Silbe oder das Wort (vgl. Coulmas 1981). Unter diesen gilt die Alphabetschrift als die Schrift, welche die höchste Funktionalität und Flexibilität aufweist. Tatsächlich genügt hier ein relativ kleines Inventar an Zeichen, um auf der Basis von Graphem-Phonem-Korrespondenzregeln schreiben zu können (vgl. dazu Eisenberg 2013, 288–293). Es verwundert deshalb nicht, dass es in der Forschung zur Schriftgeschichte Arbeiten gibt, in denen die Alphabetschrift als der (glanzvolle) Endpunkt einer langen kulturgeschichtlichen Entwicklung angesehen wird (z. B. Gelb 1952; vgl. dazu aber auch kritisch Stein 2006, 56–58). Doch muss die ‚Güte‘ eines Schriftsystems immer in Relation zu der Sprache gesehen werden, die durch dieses Schriftsystem repräsentiert wird. So lässt sich die Frage stellen, ob der Wechsel von einer logographischen Schrift zur Alphabetschrift für das Chinesische sinnvoll sei (vgl. dazu Dürscheid 2016, 77–79). Man kann die Perspektive aber auch umkehren: Welche Argumente könnte es dafür geben, für das Deutsche ein anderes, nicht-alphabetisches Schriftsystem zu verwenden? Diese Frage mag abwegig erscheinen, aber gerade weil sie so abwegig ist, macht sie deutlich, dass viele von einem alphabetzentrierten Standpunkt ausgehen, wonach eine ‚gute Schrift‘ eine alphabetische Schrift ist.

### 3 Gute Rechtschreibung

Ausgehend von der Frage nach der ‚guten Schrift‘ wenden wir uns nun dem ‚guten Schreiben‘ zu. In diesem Zusammenhang fällt zunächst auf, dass ‚gutes Schreiben‘ oft gleichgesetzt wird mit ‚gutem Rechtschreiben‘. Zwar ist es so, dass *Schreiben* unterschiedliche Aspekte tangiert und je nach Kontext verschieden weit gefasst wird – auch in der Wissenschaft gibt es keine eindeutige Definition von ‚Schreiben‘ (vgl. Sieber 2006, 209). Doch im Urteil der Öffentlichkeit – und darum geht es ja im vorliegenden Beitrag – steht meist die Rechtschreibung im Fokus, nicht zuletzt, da sie

es ist, die in einem Regelwerk durch Paragraphen festgeschrieben ist, und sich deshalb Richtiges vom Falschen, Gutes vom Schlechten (vermeintlich) problemlos unterscheiden lässt. Wie man die Rechtschreibung systematisch beschreiben kann, inwieweit innerhalb der Rechtschreibnorm Variation möglich ist und welcher Stellenwert einer guten Rechtschreibung zukommt: Um diese Fragen soll es im Folgenden gehen.

Wie bereits weiter oben erwähnt, liegen einer Alphabetschrift wie dem Deutschen Graphem-Phonem-Korrespondenzregeln (GPK) zugrunde. Auf Basis dieser GPK-Regeln lässt sich die Schreibung allerdings nicht eindeutig bestimmen, da es in vielen Fällen keine Eins-zu-Eins-Entsprechung zwischen Graphem und Phonem gibt: Ein Graphem kann mehr als ein Phonem repräsentieren, und umgekehrt kann ein Phonem unterschiedlich verschriftet werden. So wird die Buchstabenfolge <ch> als /x/ (wie in *Dach*), als /ç/ (*Lerche*), als /k/ (*Christ*), als /ʃ/ (*Charme*) oder als /tʃ/ (*Chip*) gesprochen. Das lange gespannte /e:/ wiederum wird graphisch als <e> (*Weg*), als <eh> (*sehr*) oder als <ee> (*See*) dargestellt. Für die Verschriftungen einer Lautfolge gibt es also oftmals verschiedene Varianten, und das Regelwerk zur deutschen Rechtschreibung legt unter diesen möglichen Varianten eine (in Einzelfällen auch mehrere) als die orthographisch zulässige fest.

Neben den Graphem-Phonem-Korrespondenzregeln lassen sich in Anlehnung an die einschlägige Literatur (z. B. Eisenberg 2016) noch eine Reihe weiterer Prinzipien formulieren, um das deutsche Schriftsystem zu erfassen. Dazu zählen in erster Linie das morphologische Prinzip (Stamm-schreibung) und das silbische Prinzip (vgl. dazu ausführlich Eisenberg 2013, 296–317), aber auch das Kriterium der Lesbarkeit und das historische Prinzip. Mit Hilfe dieser Prinzipien lässt sich beispielsweise erklären, warum das Wort *Stämme* nicht <Schteme> geschrieben wird: Die Schreibung von <s> statt <sch> vor <p>, <t>, <k> ist im Deutschen möglich, da nicht bedeutungsunterscheidend, und verhindert einen überlangen Anfangsrand der Silbe, was wiederum der Lesbarkeit zugutekommt (vgl. Eisenberg 2016, 71–78). Weiter zeigt der Buchstabe <ä> in *Stämme* (anstelle von <e>) die Verwandtschaft zur Singularform *Stamm* an (morphologisches Prinzip). Die Konsonantenbuchstabendopplung <mm> lässt sich im Singular mit dem vorangehenden kurzen betonten Vokal erklären (analog: *voll*, *dünn*, *dumm*) und macht im Plural neben der Verwandtschaft zu *Stamm* deutlich, dass der Laut /m/ sowohl zur ersten Silbe (Endrand) als auch zur zweiten Silbe (Anfangsrand) gehört (silbisches Prinzip). Das morphologische Prinzip, das auf der Verwandtschaft von Wörtern basiert, hat einerseits eine identifizierende Funktion (vgl. *Haus* – *Häuser*), andererseits eine differenzierende Funktion (vgl. *Lied* vs. *Lid*). Mithilfe des historischen Prinzips lässt sich beispielsweise die Schreibung von *lieb* erklären: Im Mittelhochdeutschen wurde *lieb* mit Diphthong gesprochen (/liəb/), und trotz der Monophthongierung im Frühneuhochdeutschen blieb diese auf der mittelhochdeutschen Lautung basierende <ie>-Schreibung erhalten.

Ein weiteres Kriterium, welches bei der Rechtschreibung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, ist die Berücksichtigung des Schreibusus. Dieser kann mitunter in Widerspruch zur Wortgeschichte stehen, wie es bei dem Wort *Quäntchen* der Fall ist.

Obschon sprachgeschichtlich von „Quent“, einer früher üblichen Gewichtsbezeichnung abgeleitet (diese ihrerseits von lat. „quintus“) und daher bis zur Neuregelung von 1996 mit <e> zu schreiben (*Quentchen*), hat sich aufgrund der Assoziation zu *Quantum* die Schreibung mit <ä> etabliert. Diese wurde im Zuge der Rechtschreibreform denn auch zur richtigen Schreibweise erhoben, dem Schreibusus wurde damit Rechnung getragen – in Einzelfällen wie diesem zu Lasten der Wortgeschichte. Daran wird ein wichtiger Aspekt sichtbar: Auch wenn die Rechtschreibung oft als restriktiv, mitunter sogar als willkürlich wahrgenommen wird, ist sie auch und vor allem ein Abbild des Schreibgebrauchs.

Dass eine Schreibweise oftmals nur eine unter mehreren möglichen Verschriftungen ist, führt zum nächsten Aspekt: den Schreibvarianten. Schreibvarianten bestehen auch innerhalb der Rechtschreibnorm, sie sind entweder frei wählbar oder syntaktisch-funktional bzw. semantisch bedingt und sie betreffen verschiedene Regelbereiche (wie die Graphem-Phonem-Korrespondenz, die Groß- und Kleinschreibung und die Getrennt- und Zusammenschreibung). An dieser Stelle soll anhand einiger ausgewählter Beispiele ein kurzer Überblick über verschiedene Arten von Schreibvarianten gegeben werden; für eine weiterführende Auseinandersetzung mit dem durchaus problematischen Status von Schreibvarianten sei auf Joachim Jacobs (2007) und Peter Eisenberg (2009b) verwiesen.

Ein Grund für Schreibvarianten im Bereich der Graphem-Phonem-Korrespondenz ist der oben beschriebene Umstand, dass bei der Frage nach der richtigen (im Sinne von: orthographisch zulässigen) Schreibung verschiedene Rechtschreibprinzipien konkurrieren können. Wenn es für die Berücksichtigung sowohl des einen als auch des anderen Prinzips und so für zwei verschiedene Schreibweisen gute Gründe gibt, erlaubt das Regelwerk in Einzelfällen beide Varianten. Ein Beispiel hierfür ist *selbstständig/selbständig*: Seit der Rechtschreibreform ist neben der Schreibweise *selbstständig* auch die Schreibweise *selbständig* zugelassen. In der Regel liegt in diesen Fällen freie Variation vor, d. h. die Entscheidung für die eine oder die andere Schreibweise ist beliebig und hat keine Auswirkung auf den Inhalt der Aussage (vgl. auch *Orthographie* vs. *Orthografie*). Auch im Bereich der Groß- und Kleinschreibung gibt es solche Schreibvarianten, die laut Regelwerk zulässig sind und nicht aus dem Kontext resultieren, sondern beliebig eingesetzt werden können (wie z.B. *recht* oder *Recht bekommen*). Anders ist es in Fällen syntaktisch-funktional bedingter Variation, wie sie ebenfalls im Bereich der Groß- und Kleinschreibung auftritt. Hier verändert die eine oder andere Schreibweise die Bedeutung (vgl. *Er findet das gut.* vs. *Er findet das Gut.*). In diesem Fall handelt es sich selbstverständlich nicht um im Regelwerk zulässige Schreibvarianten, bei denen wahlweise die eine oder andere Schreibung verwendet werden könnte. Vielmehr folgt die Entscheidung aus dem Verwendungskontext. Ebenfalls keine freie Variation besteht, wenn die Getrennt- bzw. Zusammenschreibung eines Wortes zu einem Bedeutungsunterschied führt. So ist es ein Unterschied, ob jemand auf der Treppe *schwer gefallen ist* (adverbial gebrauchtes Adjektiv *schwer* + Verb *fallen*) oder jemandem eine Sache *schwergefallen ist* (Verbpartikel *schwer* + Verb

*fallen*), das Verb also in der idiomatisierten Bedeutung ‚Mühe bereiten‘ gebraucht wird. Nicht immer ist jedoch klar, ob noch eine wörtliche oder schon eine übertragene Bedeutung vorliegt, oftmals ist der Übergang fließend (z. B. *mit etwas Schwierigem fertig werden/fertigwerden*). Auch können Kombinationen aus Adjektiv und Partizip entweder als Wortgruppe oder als Zusammensetzung aufgefasst werden – im ersten Fall muss getrennt geschrieben, im zweiten Fall zusammengeschrieben werden (z. B. *allein erziehend/alleinerziehend*). In Fällen wie diesen gibt es Argumente sowohl für die eine als auch für die andere Schreibweise, und beide Schreibweisen sind zulässig.

Neben diesen inhaltlichen Fragen kommt noch ein grundsätzlicher Aspekt hinzu: Wenn im Regelwerk genau eine Schreibung vorgegeben ist, kann dies einerseits als Vereinfachung, andererseits aber auch als Gängelei empfunden werden (vgl. Gallmann 2004, 38). Ersteres würde gegen eine Variantenschreibung sprechen, Letzteres dafür. So wurde denn auch der Status von Schreibvarianten, gerade im Bereich der Getrennt- und Zusammenschreibung, im Zuge der Rechtschreibreform von 1996 und ihrer Modifikationen in den Folgejahren kontrovers diskutiert – sowohl in der Wissenschaft (vgl. Jacobs 2007, Eisenberg 2009b) als auch in der Öffentlichkeit. Auch hierzu seien einige Artikelüberschriften aus Zeitungen genannt:

- 02.02.2004 Frankfurter Allgemeine Zeitung: Rechtschreibreform. Fehler werden „Varianten“
- 11.04.2005 Deutschlandfunk: Rechtschreibreform: Getrennt- und Zusammenschreibung in der Diskussion
- 22.07.2006 Frankfurter Allgemeine Zeitung: Rechtschreibreform. Zahlreiche Widersprüche
- 01.08.2007 NWZ online: Schüler durch das Dickicht der Varianten führen
- 01.08.2011 Focus: Rechtschreibreform. Die größten Aufreger
- 29.06.2017 Abendzeitung München: Neue Rechtschreibung: Nie mehr „Ketschup“
- 31.07.2018 Hannoversche Allgemeine: Schlechte Noten im Diktat. Die Rechtschreibkompetenz deutscher Schüler hat nachgelassen. Braucht es noch eine Reform?
- 01.08.2018 Deutschlandfunk: 20 Jahre neue Rechtschreibung. Pro und contra Reform

In dem hier an dritter Stelle genannten Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 22.07.2006 wurde seinerzeit kritisch angemerkt: „Noch nie war der Variantenreichtum in der deutschen Rechtschreibung so groß wie nach der Reform der Reform.“ Tatsächlich ist die Zahl der zulässigen Schreibvarianten groß, doch dies ist nicht erst seit der Rechtschreibreform der Fall (vgl. Eisenberg 2009b, 12–15). Eine Konsequenz daraus ist, dass der Rechtschreibduden seit seiner 24. Auflage von 2006 (wie auch in *Duden online*) bei Schreibvarianten eine bestimmte Schreibweise empfiehlt (optisch kenntlich gemacht durch die farbliche Hinterlegung des entsprechenden Wortes). Auch interne orthographische Richtlinien einzelner Verlage (bspw. der Frankfurter Allgemeinen Zeitung) verfolgen bis heute das Ziel, die Zahl der Schreibvarianten

dadurch zu begrenzen, dass sie den Mitarbeitern bestimmte Varianten empfehlen. Um jedoch eine bewusste, auf den jeweiligen Kontext bezogene Entscheidung für die eine oder andere Schreibvariante zu ermöglichen, hat sich der Rat für deutsche Rechtschreibung in einem Beschluss vom 22.09.2006 für ein gleichberechtigtes Nebeneinander der zugelassenen Varianten ausgesprochen (vgl. dazu unter [www.schriftdeutsch.de/orth-akt.htm#131](http://www.schriftdeutsch.de/orth-akt.htm#131), <31.01.2019>):

Es ist nicht Intention des Rates für deutsche Rechtschreibung, dass vom Rat beschlossene Varianten in den allgemeinen Rechtschreibungswörterbüchern durch Empfehlung nur einer Variante eingeschränkt werden.

Vor diesem Hintergrund lassen sich Schreibvarianten als Spiegel differenzierter Ausdrucksmöglichkeiten interpretieren. Und die bewusste Entscheidung für die eine oder andere Schreibweise kann ein Indikator nicht nur für richtiges, sondern mehr noch für ein gutes (Recht-)Schreiben sein.

Wenden wir uns nun abschließend der Frage zu, welcher Stellenwert der Rechtschreibung in unserer Gesellschaft zukommt. Hier ist zunächst anzumerken, dass der Anspruch, der diesbezüglich an einen Text gerichtet wird, variiert. Je nachdem, in welcher Kommunikationssituation ein Text steht, an wen er gerichtet ist, welche Funktion er erfüllt, werden – bewusst und unbewusst – andere Erwartungen an diesen Text herangetragen. So variiert die Erwartungshaltung beispielsweise je nach Textsorte: Gesetzestexte werden mit einem höheren Qualitätsanspruch gelesen als Ansichtskarten aus dem Urlaub. Auch ist der Anspruch an gedruckte Texte hinsichtlich ihrer formalen Korrektheit tendenziell größer als an Texte, die ‚nur‘ am Bildschirm rezipiert werden. Der materielle Träger scheint ein Faktor für die Einstellung zu sein, mit der ein Text gelesen wird – und damit auch für eine größere bzw. geringere Toleranz gegenüber Schreibfehlern. Der unterschiedliche Anspruch spiegelt sich auch im Grad der orthographischen Korrektheit der Texte wider. Gerade bei Zeitungen und Zeitschriften, die sowohl als Print- als auch als Online-Ausgabe erscheinen, lässt sich in dieser Hinsicht ein Unterschied feststellen. Aufgrund des größeren Zeitdrucks und des damit einhergehenden fehlenden Korrektorats und Lektorats finden sich in den Online-Ausgaben von Zeitungen auffallend mehr Rechtschreib- (und auch Grammatik-)fehler. Dass dies von den Lesern nicht nur registriert, sondern auch offen kritisiert wird, belegen Leserzuschriften, die solche Fehler thematisieren. Der folgende Kommentar bezieht sich auf einen Text, in dem eine Deutschlehrerin in der Online-Ausgabe der Süddeutschen Zeitung über ihren Schulalltag berichtet und die Konjunktion *dass* mit dem Pronomen *das* verwechselt.

MrScc 20.3.2014 | 19:32 Uhr

"Irgendjemand hatte ihnen versprochen, dass mache high."

Deutsch- und Reli-Lehrerin und dann ein solcher Fehler?

Schöne neue Welt...

12 Leser empfehlen diesen Beitrag

SZ Lesenswert 12

Antwort schreiben

**Abbildung 1:** Verwechslung der Konjunktion *dass* mit dem Pronomen *das* <http://www.sueddeutsche.de/bildung/lehrer-blog-zu-drogen-high-durch-pflanzenduenger-1.1915223> <kein Zugriff mehr möglich>

Nicht nur von Normautoritäten (und als solche gelten Lehrpersonen) wird eine richtige Rechtschreibung erwartet, auch im Alltag wird diese immer wieder eingefordert und in Zeitungen, Zeitschriften, offiziellen Schreiben etc. als selbstverständlich angesehen. Das ist auch von Seiten der Wirtschaft der Fall, wenn es um die Schreibkompetenzen zukünftiger Auszubildender geht (vgl. dazu ausführlich Brommer 2007, 330–332). Zudem besteht in der Gesellschaft offenkundig ein allgemeines Bedürfnis nach Orientierung im „Rechtschreibdschungel“ ([www.neue-rechtschreibung.de](http://www.neue-rechtschreibung.de)). Sichtbar wird dies nicht nur an den Verkaufszahlen des Dudens (s. o.) und an der kaum überschaubaren Menge an Ratgeberliteratur zum Thema Rechtschreibung. Daneben finden auch Rechtschreibratgeber im Internet (wie bspw. [www.neue-rechtschreibung.de](http://www.neue-rechtschreibung.de) oder [www.grammatikdeutsch.de](http://www.grammatikdeutsch.de)) und allgemeine Ratgeberseiten großen Zuspruch. Ratsuchende können auf diesen Seiten Fragen zu ganz verschiedenen Themen und so auch zur richtigen Schreibung stellen und erhalten dazu Hinweise von anderen Lesern, die in der Regel mehr oder weniger kundige Laien sind (so auf <http://www.gutefrage.net/frage/wie-ist-s-richtig-rechtschreibung>, vgl. auch <http://www.netmoms.de/fragen/detail/rechtschreibung-16487354>, <31.01.2019>).

Dass eine gute Rechtschreibkompetenz nicht trotz, sondern gerade auch mit der zunehmenden Mediennutzung als wichtig erachtet wird, zeigt sich im öffentlichen Diskurs ebenfalls (vgl. Brommer 2007, 334). Dazu seien hier nur sechs Artikelüberschriften aus verschiedenen Zeitungen genannt:

- 19.06.2013 Spiegel online: Richtige Rechtschreibung ist – auch heute noch – die Basis für schulischen und beruflichen Erfolg.
- 11.03.2015 Frankfurter Allgemeine Zeitung: Mangelnde Bildung: Rechtschreibung lehren!
- 20.09.2017 In Franken: Internet-Nutzer legen Wert auf Rechtschreibung und Grammatik
- 23.03.2018 Börsenblatt: Rechtschreibung ist ein Thema für das gesamte Leben
- 17.12.2018 Frankfurter Allgemeine: Länderkooperation: Für bessere Rechtschreibung
- 03.01.2019 Welt: Rechtschreibung der Grundschüler ist inakzeptabel

Doch nicht nur der Öffentlichkeit, auch der Sprachwissenschaft ist das Thema Rechtschreibung ein großes Anliegen. So gab es auf dem Deutschen Germanistentag 2013 eine Sektion mit dem Titel „Deutsche Orthographie in Wissenschaft, Unterricht, Gesellschaft“. Im Rahmen dieser Sektion wurden zwölf Thesen formuliert und in den *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* publiziert, die den Stellenwert von Orthographie in Schule und Gesellschaft hervorheben (vgl. Orthographie in Wissenschaft, Unterricht und Gesellschaft 2014, 102–104). Die erste dieser Thesen, die orthographisches Wissen und Können als grundlegende Kompetenz beschreibt, lautet:

Gründliche Kenntnisse der Orthographie des Deutschen sind ein wesentlicher Bestandteil der sprachlichen Bildung. Sie ist auf mehreren Ebenen eine wichtige Grundlage für die Handlungsfähigkeit in unserer demokratischen Gesellschaft: Orthographisches Wissen und Können ist konstitutiv für die schriftsprachliche Verständigung und das Verstehen von Texten, der Erwerb von Orthographie als Analyse, Abstraktion und Einüben in den Gebrauch von Symbolen stärkt die kognitive Entwicklung, die Auseinandersetzung mit Geschriebenem erweitert die Fähigkeit im Umgang mit sprachlicher Vielfalt und trägt damit zur Ausweitung sozialer Kompetenzen bei.

Sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft scheint also Konsens darüber zu bestehen, dass Rechtschreibkenntnisse unabdingbar sind. Gleichzeitig wird der Rechtschreibung in unserer Gesellschaft eine wichtige kommunikative Funktion beigemessen. Denn unabhängig davon, ob der Schreiber beim Verfassen eines Textes die Normen befolgt oder sie – bewusst oder unabsichtlich – nicht erfüllt: Der Rezipient nimmt Notiz davon und zieht gegebenenfalls Rückschlüsse daraus. Ist der Schreiber nur unachtsam oder nicht an einer korrekten Schreibung interessiert? Bricht er absichtlich mit den bestehenden Normen (wie es bspw. häufig in der Werbung geschieht)? Oder beherrscht er die Rechtschreibung nicht, was auf mangelnde Allgemeinbildung schließen lassen könnte? Wir sehen daran: Aus dem hohen Stellenwert, der der Rechtschreibung beigemessen wird, resultiert ihre kommunikative Funktion; gleichzeitig aber ist diese kommunikative Funktion auch ein Grund für das Prestige der Rechtschreibung.

## 4 Gute Texte

Angesichts des Ansehens, das die Rechtschreibung genießt, verwundert es nicht, dass sie auch eine wichtige Rolle in der Beurteilung von Texten spielt. Dabei ist das Befolgen der Rechtschreibregeln weder ein notwendiges noch ein hinreichendes Kriterium für einen guten Text. So gibt es gute Texte, die nicht wenige Rechtschreibfehler aufweisen, gleichzeitig muss ein orthographisch korrekter Text noch kein guter Text sein. Was für das Befolgen bzw. Missachten der Rechtschreibregeln gilt, gilt gleichermaßen für alle formalen Vorgaben: Die ‚Güte‘ eines Textes lässt sich nicht daran ermesen, in welchem Ausmaß der Text formal korrekt ist (vgl. dazu auch Fix 2008). Vielmehr ist zwischen ‚richtigen‘ und ‚guten‘ Texten zu unterscheiden. In diese



Richtung gehen auch die Überlegungen von Eisenberg (2009a), der einen Unterschied zwischen ‚richtigem‘ und ‚gutem Deutsch‘ macht. Peter Eisenberg nimmt hier einen Beitrag von Dieter E. Zimmer zum Anlass („Alles eine Sache des Geschmacks? Von wegen!“, erschienen in DIE ZEIT vom 26. Juli 2007, 43), um sich ausführlich mit der Frage nach dem ‚guten Deutsch‘ auseinanderzusetzen. Notwendige Bedingungen für gutes Deutsch sind laut Zimmer zum einen die Richtigkeit, zum anderen die Angemessenheit im Sprachgebrauch. Hinzu komme – und dies ist nach Zimmer die dritte, die entscheidende Bedingung – das Vorhandensein eines Sprachbewusstseins. Dieses Sprachbewusstsein erlaube, so legt Zimmer in dem genannten ZEIT-Artikel dar, „die kontrollierte Verwendung von Sprache, die Einschaltung einer bewussten Prüfungsinstanz zwischen Denken und Sprechen“.

Ein solches Sprachbewusstsein ist jedoch individuell sehr unterschiedlich ausgeprägt. Aus diesem Grund bleibt gutes Deutsch eine „elitäre Angelegenheit“ (Eisenberg 2009a, 62) und steht nicht jedem Menschen gleichermaßen zur Verfügung. Demzufolge ist gutes Deutsch mehr als richtiges Deutsch. Welche Rolle spielt dann aber die sprachliche Richtigkeit? Und was macht letztlich einen guten Text aus? Formale Korrektheit lässt sich überprüfen; die Güte eines Textes ist aber nicht in derselben Weise überprüfbar. Damit kommen wir zu der Frage, welche Erwartungen in der Öffentlichkeit an einen guten Text herangetragen werden. Diese Frage ist eng verknüpft mit dem alltagssprachlichen Verständnis von ‚Text‘ und ‚gutem Deutsch‘. Denn wie wir sehen werden, ist in der öffentlichen Wahrnehmung ‚gutes Deutsch‘ vornehmlich schriftbasiert, ebenso wie ein Text im Alltagsverständnis eine schriftbasierte, in sich abgeschlossene Einheit darstellt (vgl. dazu den Eintrag zu „Text“ in *Duden online*). Gute Texte sind darüber hinaus, so die vorherrschende Meinung, regelkonform und hinsichtlich Wortwahl und Satzbau wohlgeformt, d.h. sie weisen beispielsweise keine umgangssprachliche Lexik und keine unvollständige Syntax auf.

Solche im alltagsweltlichen Urteil wichtigen Merkmale sind Zimmers Ansicht nach generell Kriterien für gutes Deutsch (vgl. Eisenberg 2009a, 62). Sie lassen sich auf das beziehen, was Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1994) als „konzeptionell schriftlich“ bezeichnen. In ihrem Modell unterscheiden sie Äußerungsformen hinsichtlich ihrer graphischen bzw. phonischen Realisierung (medial schriftlich vs. medial mündlich) und ihrer stilistischen Gestalt, d.h. der Konzeption (mehr oder weniger konzeptionell schriftlich bzw. mündlich). Außerdem legen sie dar, welche Kommunikationsbedingungen (wie z.B. raumzeitliche Nähe der Kommunikation oder Vertrautheit der Kommunikationspartner) mit welchen sprachlichen Merkmalen korrelieren. Demnach zeichnet sich konzeptionelle Schriftlichkeit („Sprache der Distanz“) bspw. durch „eine durchstrukturierte semantische Progression und eine explizite Verketzung zwischen Sequenzen im Text“ (Koch/Oesterreicher 1994, 590) sowie einen komplexeren Satzbau aus; für konzeptionelle Mündlichkeit („Sprache der Nähe“) hingegen sind umgangssprachliche Ausdrucksweisen, Ellipsen und Reduktionsformen wie *ich hab* anstatt *ich habe* charakteristisch. Dazu ist anzumerken, dass Koch/Oesterreicher ihre Charakterisierung konzeptioneller Schriftlichkeit auf monologisch

ausgerichtete Texte beziehen. In Texten hingegen, die durch Dialogizität gekennzeichnet sind (wie z. B. WhatsApp-Nachrichten), sind Stilmerkmale wie beispielsweise ein elliptischer Satzbau vollkommen unauffällig (vgl. dazu Abschn. 2). Dialogisch ausgerichtete Texte stellen jedoch im Bewusstsein der Öffentlichkeit keine prototypischen Texte dar. Vielmehr scheinen in der öffentlichen Wahrnehmung prototypische Texte solche Texte zu sein, die konzeptionell schriftlichen Charakter haben. An diese Auffassung knüpft auch der oben bereits erwähnte *Erste Bericht zur Lage der deutschen Sprache* an. Wie hier im Vorwort zu lesen, ist es das Anliegen der Autoren, mit diesem Band den öffentlichen Diskurs zum Thema Schreiben mit „wissenschaftlich fundierte[n] Informationen“ zu ergänzen. Als Datengrundlage für die Befunde dienen belletristische Texte, Zeitungstexte, Gebrauchsprosa (Ratgeber, Rechtstexte u. a.) und wissenschaftliche Texte, wie Barbara Seelig in ihrem Beitrag im Anhang des Buches darlegt. Auffallend daran ist, dass es sich hierbei allesamt um Texte handelt, die tendenziell konzeptionell schriftlich sind. Der Bericht bezieht sich somit auswahlbedingt (nur) auf solche Texte, die vorrangig auch den Beurteilungsmaßstab der öffentlichen Wahrnehmung bilden.

Ausgehend von dem alltagssprachlichen Verständnis von ‚Text‘ kommen wir nun zu dem entscheidenden Kriterium für die Beurteilung von Texten: die individuelle Erwartungshaltung des Lesers. Ob ein Text ein guter Text ist bzw. als guter Text wahrgenommen wird, entscheidet sich daran, inwieweit er den Erwartungen des Lesers gerecht wird. Es ist davon auszugehen, dass zweierlei diese Erwartung prägt: Erstens ist es das durch die öffentliche Sprachkritik vermittelte Wissen darüber, wie ein Text eines bestimmten Texttyps (vgl. Heinemann 2000) beschaffen sein *sollte*. Dabei ist anzumerken, dass das von der Sprachkritik gezeichnete Bild von guten Texten bzw. gutem Deutsch in erster Linie sprachpflegerisch motiviert und somit sprachkonservativ ist (vgl. Schrodtt 2014, 268). So stellt Eisenberg (2009a, 62) fest, es sei „geradezu bestürzend“, wie direkt die Auflistung von Merkmalen für gutes Deutsch, die Dieter E. Zimmer zusammengestellt hat, an Listen erinnert, die im 19. Jahrhundert gängig waren. Zweitens prägt die individuelle Erwartungshaltung des Rezipienten sein implizites Textmusterwissen, also seine unbewusste, über Erfahrung gewonnene Kenntnis, wie ein Text dieses Texttyps (z. B. eine Gebrauchsanweisung) gewöhnlich beschaffen ist (vgl. Heinemann 2000, 516–519, siehe auch Fix 2008, 9–13).

Dieser Aspekt des Musterwissens führt uns zu der Frage nach dem Normenverständnis, das der Textbeurteilung im öffentlichen Diskurs zugrunde liegt (vgl. dazu auch Niehr 2018). Die öffentliche Sprachkritik orientiert sich, wie oben dargelegt, tendenziell an konzeptionell schriftlichen Texten und richtet sich eher an einem präskriptiven Normenverständnis aus, das mit Begriffen wie ‚Regel‘, ‚Konvention‘, ‚Vorschrift‘ oder ‚Anweisung‘ assoziiert werden kann. In der Linguistik kann hingegen – stark vereinfacht und ungeachtet unterschiedlicher wissenschaftstheoretischer Ansätze – von einem Wandel gesprochen werden, der von einem präskriptiven Normenverständnis hin zu einem pragmatischen, gebrauchsbasierten Normenver-

ständnis geführt hat (vgl. Kupietz/Keibel 2009; Zifonun 2009). Dieser Normenbegriff lässt sich in Verbindung bringen mit ‚Regelmäßigkeit‘, ‚Gesetzmäßigkeit‘, ‚Normalität‘, ‚Praxis‘. Daran anknüpfend kann man zugespitzt festhalten, dass das öffentliche Normenverständnis eher auf „Regeln schaffende oder Regeln vorschreibende Normen“ abzielt: „SOLL-Sätze [werden] an eine für anders erkannte Realität heran[getragen] in der Absicht, diese Realität zu ändern“ (Nussbaumer 1991, 22). Dem Anliegen eines gebrauchsbasierten Normenverständnisses hingegen entsprechen „Regeln fest-schreibende Normen“: „Der Inhalt der Norm ist das, was der Fall ist“ (ebd.). Die Norm wird demnach anhand des tatsächlichen Sprachgebrauchs ermittelt. Oder anders gesagt: Der durchschnittliche Sprachgebrauch stellt die Norm – also die unauffällige Mitte – dar, mit welcher ein einzelner Text verglichen und damit der Grad seiner Typizität (vgl. Feilke 1996, 166) bestimmt werden kann. Entsprechend definiert Ulla Fix (2012, 29) einen guten Text als „typischen Vertreter seiner Klasse“. Als ‚gut‘ angesehen wird also, was das typische Muster erfüllt. Dabei ist zu bedenken: Entspricht ein Text in diesem Sinne dem Muster, liegt er ‚nur‘ im Durchschnitt, er fällt nicht negativ auf, sticht aber auch nicht positiv hervor.

Unabhängig davon, welches Normenverständnis zugrunde liegt, muss ein guter Text bestimmten Erwartungen an formale Korrektheit, Aufbau, Wortwahl, Kohärenz, Leserführung u. a. genügen. Damit kommen wir zur Aufgabe der Schule. Ein zentrales Ziel in der Vermittlung von Schreibkompetenz ist es, dass die Schüler Texte verfassen können, die diese Ansprüche erfüllen. Hartmut Günther (2010, 131f.) stellt dazu fest:

Kinder kommen in die Schule, um von Wissenden Lesen und Schreiben zu lernen und so in einer literalen Kultur wie der unseren sprachlich handlungsfähig zu werden, insbesondere mit jeder Art von Texten und Sprachformen mündlich wie schriftlich umgehen zu können. Diese Text- und Sprachformen sind durch die Bank genuin schriftlich oder schriftbasiert: Erzählungen, Berichte, Wörterbücher, Satzperioden, Vorträge etc., auch wenn sie im phonischen Medium daherkommen.

Im Mittelpunkt der schulischen Schreibausbildung steht demnach die Erziehung zur Schriftlichkeit. Konzeptionell schriftliche Texte stellen hier das Bildungsideal dar. Doch damit lässt sich nicht in allen Fällen das Ziel vereinbaren, die Schüler dazu zu befähigen, gute Texte zu verfassen. Deutlich wird dies, wenn wir einen Blick auf das interaktionsorientierte Schreiben werfen (vgl. zu diesem Terminus Storrer 2017). Dazu gehören Schreibweisen, die dazu geeignet sind, Mündlichkeit zu simulieren (z. B. durchgängige Majuskelschreibung oder Buchstabenwiederholungen wie in *Das war SOOO schön*; vgl. dazu Brommer 2012a). Auffälligkeiten wie diese entsprechen nicht den Erwartungen an konzeptionelle Schriftlichkeit, sie erfüllen nicht einmal die Vorgaben für sprachliche Richtigkeit; sie können aber funktional und bezogen auf den kommunikativen Zweck des Textes durchaus angemessen sein. Die Angemessenheit kann also mitunter der Richtigkeit zuwiderlaufen (vgl. Brommer 2012b, 43, siehe auch Brommer 2015). Martin Fix (2008, 33) schätzt das Kriterium der Angemessenheit gar als ausschlaggebend für die Güte eines Textes ein. Er schreibt, dass sich die Textqualität „nur in Bezug auf die Angemessenheit an die pragmatische Funktion, nicht

anhand isolierter Textsortennormen beschreiben“ lässt. In diesem Sinne sind ‚gute Texte‘ in erster Linie angemessene Texte, ungeachtet dessen, ob sie die Kriterien konzeptioneller Schriftlichkeit erfüllen und ob sie – gemessen an formalen Vorgaben zu Orthographie und Grammatik – richtig sind.

## 5 Gut, gut, gut

In unseren Ausführungen zu Schrift und Schreiben spielt das Adjektiv *gut* eine entscheidende Rolle. Es steht nicht nur in den Abschnittsüberschriften, es ist der rote Faden, der sich durch den ganzen Beitrag zieht. So ging es nach einem Überblick über die Themen, die im öffentlichen Diskurs rund um das Schreiben verhandelt werden (Abschn. 1), um die ‚gute Schrift‘ (Abschn. 2), dann legten wir den Schwerpunkt auf die ‚gute Rechtschreibung‘ (Abschn. 3) und das Schreiben von ‚guten Texten‘ (Abschn. 4). Das Wörtchen *gut* sollte hier jeweils andeuten, in welche Richtung der öffentliche Diskurs über das Schreiben geht. Denn wie wir gesehen haben, enthalten die Medienberichte oft nicht nur eine Bestandsaufnahme (z.B.: Wie schreiben die Studierenden heute? Wie schreiben Schülerinnen und Schüler?), sondern auch eine Wertung (Schreiben sie gut? Schreiben sie schlecht?). In diesem Zusammenhang wurde auch gezeigt, dass solche Wertungen immer relativ sind. Sie hängen davon ab, welche Textsorte man betrachtet, welche Normen man ansetzt, welche Erwartungen man mit dem Schreiben von ‚guten‘ Texten verbindet – und nicht zuletzt, ob man eher die Rechtschreibung oder den Schreibstil im Blick hat. So kann es durchaus sein, dass man einen Text in orthographischer Hinsicht als gelungen betrachtet, in stilistischer Hinsicht aber als schlecht.

Das bringt uns nun zu der abschließenden Frage, wie sich die Bedeutung von ‚gut‘ allgemein, d.h. unabhängig von einzelnen Themenfeldern (wie z.B. der Rechtschreibung), fassen lässt und welche Vorschläge man hierzu in der Fachliteratur findet. So trägt der oben bereits erwähnte Beitrag von Peter Eisenberg im Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache den Titel „Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch“. Dieser Titel lässt vermuten, dass man hier Informationen dazu findet, was aus sprachwissenschaftlicher Sicht ‚gutes Deutsch‘ bzw. – mit Blick auf unser Thema – ‚gutes Schreiben‘ ist. Doch Eisenberg (2009a, 53) stellt gleich zu Beginn klar:

Wenn ein Sprachwissenschaftler das Thema ‚Richtig gutes Deutsch‘ aufgreift, kann mit einem gewissen Recht erwartet werden, dass er sich um die immer wieder geforderte sprachwissenschaftliche Explikation des Begriffs bemüht. Um es gleich zu sagen: Das wird nicht geschehen.

In der Folge begründet er diesen Standpunkt ausführlich, dann folgt der Versuch eines Brückenschlages zwischen der Sprachwissenschaft auf der einen und dem Anliegen im öffentlichen Diskurs auf der anderen Seite. Im Ganzen kann der Beitrag mit Gewinn gelesen werden, doch gibt er, wie bereits erwähnt, keine abschließende Antwort auf die Frage, was gutes Deutsch ist (plädiert aber dafür, sich von Seiten der

Sprachwissenschaft weiterhin an dieser Diskussion zu beteiligen). Wenden wir uns deshalb einem anderen Titel zu, der ausschließlich der Frage nach dem ‚guten Deutsch‘ gewidmet ist, von Armin Burkhardt herausgegeben wird und sich an eine breite Leserschaft richtet. Dieser Band will, so heißt es im Klappentext, „wissenschaftlich begründeter Anstoß sein, wieder vermehrt über die Frage der Sprachnormen nachzudenken und zu diskutieren.“ Im Buch stößt man denn auch auf interessante, für unser Thema vielversprechende Beiträge mit Titeln wie „Was ist eine ‚gute‘ Aussprache?“, „Was sind *gute* Entlehnungen bzw. *gute* Verdeutschungen?“, „Was ist ein gutes Alltagsgespräch?“. Darunter ist auch ein Beitrag von Margot Heinemann, der unter der Überschrift „Was ist ein guter Text?“ steht. Jedoch ist dieser Beitrag – anders als es der Titel verspricht – letztlich wenig erhellend: Er kommt zu dem Schluss, „dass es den GUTEN TEXT AN SICH (Hervorhebung im Orig.) nicht gibt (oder er noch nicht gefunden wurde)“ (Heinemann 2007, 169). Ein weiterer Beitrag aus dem Band, der von Barbara Sandig stammt, trägt den Titel „Guter Stil“. Hier wird einleitend auf die Bedeutung des Wörtchens *gut* Bezug genommen. Dies führt uns zurück zu der Frage, wie sich die Bedeutung dieses Wortes genauer fassen lässt. Barbara Sandig (2007, 157) schreibt dazu:

Das Wort *gut* bedeutet: ‚bezogen auf einen Bewertungsmaßstab über dem Durchschnitt liegend‘, *überdurchschnittlich*. Ein Bewertungsmaßstab gibt eine Skala vor mit den Polen *ganz schlecht* bis *hervorragend* o.ä. [...]. Bewertungsmaßstäbe können größeren oder kleineren Gruppen eigen sein: einer ganzen Kultur, einer Subkultur, einem Verein ...

Weiter führt Sandig aus, dass es konventionelle Bewertungsmaßstäbe gebe, die in einer Gesellschaft fraglos gelten, und andere, die als Normen institutionell gesetzt sind und deren Verletzung sanktioniert wird. Zu Letzteren zählt sie die Rechtschreibnorm, und tatsächlich ist diese ja nicht nur institutionell gesetzt, sondern in einer amtlichen Regelung festgeschrieben. Daraus ließe sich nun folgern, dass auf der Ebene der Rechtschreibung die Frage, was als ‚gut‘ gilt, schnell beantwortet ist. Doch was heißt es, wenn man von einem Schüler sagt, er habe eine gute Rechtschreibung? Bedeutet dies, dass alle seine Texte fehlerfrei sind? Oder heißt es nur, dass sich in seinen Texten – im Vergleich zu den Texten seiner Mitschüler – wenige bis gar keine Rechtschreibfehler finden?

Um nochmals auf unsere vorherigen Ausführungen zurückzukommen: *Gut* lässt sich demnach nicht nur als ‚musterhaft‘ im Sinne eines gebrauchsbasierten Normenverständnisses (gut = typisch = durchschnittlich), sondern auch als ‚musterhaft‘ im Sinne von ‚beispielhaft‘, ‚nachahmenswert‘ verstehen. *Gut* kann auch meinen, dass eine bestimmte Leistung über dem Durchschnitt liegt, was aber nicht notwendigerweise heißt, dass sie perfekt ist. Das gilt ebenso für die Feststellung, jemand verfüge über einen guten Stil, wie für die Aussage, er habe eine gute Rechtschreibung. In beiden Fällen beurteilt man nicht den einzelnen Text, sondern gewissermaßen den ‚Texter‘, d. h. denjenigen, der hinter dem Text steht. Was die Rechtschreibung betrifft, so bedeutet dies, dass es nicht darum geht, ob in einem einzigen Text, um mit Sandigs

Worten (2007, 157) zu sprechen, die institutionell gesetzten Normen eingehalten werden. Das lässt sich durch die Konsultation eines Rechtschreibwörterbuchs schnell überprüfen – und somit lässt sich auch schnell eine Aussage dazu machen, ob der Text richtig geschrieben ist. Eine gute Rechtschreibung ist aber mehr als das. Es ist die Fähigkeit, über viele Texte hinweg (quasi) fehlerfrei schreiben zu können. Dabei stellt sich wiederum die Frage nach dem Bewertungsmaßstab: Welche Personengruppe gilt als Vergleichsgröße bei der Bestimmung dessen, was überdurchschnittlich ist? Welche Kriterien müssen erfüllt sein, damit man einen Schreiber als einen guten Rechtschreiber beurteilt? Hier wiederum sind nur kontextabhängige Antworten möglich; ein einzelner Text, der der Rechtschreibnorm entspricht, ist in diesem Sinne (d.h. produktbezogen) zwar gut (= richtig), als Hinweis auf eine gute (= überdurchschnittliche) Rechtschreibung (d.h. produzentenbezogen) genügt das aber nicht.

Abschließend sei nun nochmals auf die Lesart des Adjektivs *gut* eingegangen, die nicht auf Überdurchschnittlichkeit, sondern auf Musterhaftigkeit und Prototypizität Bezug nimmt (vgl. dazu auch Brommer 2015). Folgt man den Ausführungen von Ulla Fix zum Thema ‚Andersschreiben‘, dann ist ein guter Text „ein typische[r] Vertreter seiner Klasse“ (Fix 2012, 29). Weiter bringt Fix, wie bereits weiter oben dargelegt, die Kategorie ‚Erwartung‘ ins Spiel und führt aus, dass diese eine bestimmte Verhaltensdisposition sei, die der Rezipient einnehme und von seinem Wissen über Normen (System-, Regelwissen) und Muster (prototypisches Wissen) gespeist sei. Nach Fix kommen solche Erwartungen sowohl beim Verfassen von Texten als auch bei der Textrezeption und der damit zwangsläufig einhergehenden Textbewertung zum Tragen (vgl. Fix 2008, 12 und 18). Sie sind also prinzipiell auf künftige, noch ausstehende Handlungen gerichtet. Doch kann man dies auch retrospektiv deuten. Danach gilt, auf dem Konzept der Prototypizität aufbauend (in dem auch zugestanden wird, dass ein subjektives, vom eigenen Sprachempfinden abhängiges Moment enthalten ist): 1. Ein guter Text ist ein Text, der den Erwartungen des Rezipienten entspricht. 2. Die Erwartungen des Rezipienten an einen Text resultieren aus seinem Wissen über die Normen und Muster, die für einen Text dieser Textsorte gelten.

Bezogen auf das gute Schreiben bedeutet dies, dass ein gutes Schreiben ein Schreiben ist, das die Erwartungen des Lesers erfüllt. *Gut* rückt damit in die Nähe von *angemessen*. Dabei ist jedoch zweierlei zu beachten: Zum einen liegt die Beurteilung eines Textes als ‚gut‘ bzw. als ‚angemessen‘ auf verschiedenen Bewertungsebenen. Ein Text kann aufgrund linguistischer Kriterien als angemessen gelten, muss aber vom Leser nicht als gut empfunden werden. Zum anderen ergibt sich daraus die Konsequenz, dass der Maßstab für die Bewertung, zugespitzt gesagt, nur an die Einschätzung des jeweiligen Rezipienten gebunden ist. Diese aber kann, je nach den Erwartungen, die an einen Text herangetragen werden, stark variieren. Und selbst wenn es für bestimmte Textsorten (z.B. Bewerbungsschreiben per Post, Nachrichten auf Twitter) bestimmte Erwartungshorizonte gibt, so weisen auch diese große Unterschiede auf. Was für die einen im Kontext von Twitter als passende Ausdrucksweise

erscheint, mag für die anderen ein Grund zur Besorgnis sein. Hinzu kommt, dass es in unserer Gesellschaft tief verwurzelte Normen gibt, die solche Bewertungen steuern und eine gruppenstiftende Funktion haben können. So ist denn auch das Kriterium der Angemessenheit letztlich variabel und führt uns zu der Frage, ob das, was als ‚angemessen‘ gilt, überhaupt intersubjektiv bestimmbar ist (vgl. dazu aber Kilian/Niehr/Schiewe 2013). Das würde aber auch bedeuten, dass die Antwort auf die Frage, was angemessen ist, jedem Einzelnen selbst überlassen werden muss. Doch damit würde man es sich zu leicht machen: Denn nicht nur in der Schule wird vermittelt, was es heißt, einen Text zu schreiben, der dem Konzept der Angemessenheit genügt; wie wir gesehen haben, besitzen wir alle eine Vorstellung davon, was in einem Text angemessen bzw. unangemessen ist. Es gibt also gute Gründe dafür, das Konzept der Angemessenheit operationalisierbar zu machen.

## 6 Literatur

- Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.
- Brommer, Sarah (2007): „Ein unglaubliches Schriftbild, von Rechtschreibung oder Interpunktion ganz zu schweigen“ – Die Schreibkompetenz der Jugendlichen im öffentlichen Diskurs. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35, 3, 315–345.
- Brommer, Sarah (2012a): Lachen, weinen, schreien mittels Tastatur – Ein konzentrisches Modell zur graphostilistischen Normerweiterung. In: Der Deutschunterricht: Orthographische und grammatische Spielräume 1/2012, 25–35.
- Brommer, Sarah (2012b): Textadäquatheit als Indiz für Schreibkompetenz – warum „falsches“ Schreiben in den neuen Medien „richtig“ ist. In: Germanistische Mitteilungen, 38, 1, 25–46.
- Brommer, Sarah (2015): Sprachliche Muster als Indikator für die Angemessenheit eines Textes – Grundlagen einer automatisierten Text- und Stilanalyse. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, 2, 121–130.
- Burkhardt, Armin (Hg.) (2007): Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch. Mannheim.
- Coulmas, Florian (1981): Über Schrift. Frankfurt a. M.
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.) (2013): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Berlin/Boston.
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.) (2017): Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Tübingen.
- Dürscheid, Christa (2016): Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller. 5., aktualisierte und korrigierte Auflage. Göttingen.
- Dürscheid, Christa/Franc Wagner/Sarah Brommer (2010): Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien. Mit einem Beitrag von Saskia Waibel. Berlin/New York.
- Dürscheid, Christa/Karina Frick (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart.
- Ehlich, Konrad (1983): Development of writing as social problem solving. In: Florian Coulmas/Konrad Ehlich (Hg.): Writing in Focus. Berlin, 99–131.

- Eisenberg, Peter (2009a): Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch. In: Konopka/Strecker, 53–69.
- Eisenberg, Peter (2009b): Schreibvarianten. In: Elisabeth Birk/Jan Georg Schneider (Hg.): Philosophie der Schrift. Tübingen, 1–25.
- Eisenberg, Peter (2013): Das Wort. Grundriss der deutschen Grammatik. Unter Mitarbeit von Nanna Fuhrhop. 4., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (2016): Phonem und Graphem. In: Duden. Die Grammatik. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin, 19–94.
- Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a. M.
- Fix, Martin (2008): Texte schreiben: Schreibprozesse im Deutschunterricht. 2. Auflage. Paderborn.
- Fix, Ulla (2008): Ansprüche an einen (guten?) Text. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, 4, 1–20.
- Fix, Ulla (2012): Anders – bezogen worauf? Abweichen – wozu? Historischer Rückblick und aktueller Ausblick auf Andersschreiben und Stilvorstellung. In: Britt-Marie Schuster/Doris Tophinke (Hg.): Andersschreiben. Formen, Funktionen, Traditionen. Berlin, 23–42.
- Gallmann, Peter (2004): Varianz in der Rechtschreibung. In: Sprachspiegel 2/2004, 38–47.
- Gelb, Ignace Jay (1952): A Study of Writing. The Foundation of Grammatology. Chicago/London.
- Gredig, Andi (i.V.): Schreiben mit der Hand. Begriffe – Diskurs – Textsorten. Dissertation Universität Zürich.
- Günther, Hartmut (1993): Erziehung zur Schriftlichkeit. In: Peter Klotz/Peter Eisenberg (Hg.): Sprache gebrauchen – Sprachwissen erwerben. Stuttgart, 85–96. Wieder abgedruckt in: Günther (Hg.) (2010), 9–22.
- Günther, Hartmut (2010): Konzeptionelle Schriftlichkeit – eine Verteidigung. In: Günther, 125–136.
- Günther, Hartmut (Hg.) (2010): Beiträge zur Didaktik der Schriftlichkeit. Köln. Online unter <http://www.koebes.uni-koeln.de/koebes06.pdf> <31.01.2019>.
- Haarmann, Harald (2002): Geschichte der Schrift. München.
- Heinemann, Margot (2007): Was ist ein guter Text? In: Burkhardt, 162–170.
- Heinemann, Wolfgang (2000): Textsorte – Textmuster – Texttyp. In: Klaus Brinker (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research. 1. Halbband. Berlin/New York, 507–522.
- Jacobs, Joachim (2007): Vom (Un-)Sinn der Schreibvarianten. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 26, 43–80.
- Kilian, Jörg/Thomas Niehr/Jürgen Schiewe (2013): Es gibt kein Falsches im Angemessenen. Überlegungen zu einem sprachkritischen Analysemodell. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4, 300–320.
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research. 1. Halbband. Berlin/New York, 587–604.
- Köller, Wilhelm (1988): Philosophie der Grammatik. Vom Sinn grammatischen Wissens. Stuttgart.
- Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.) (2009): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin/New York.
- Künzi, Susanne (2012): Delfin, Gämse und Tollpatsch im Gespräch. Analyse des Diskurses über die Rechtschreibreform in ausgewählten Schweizer Medien. Lizentiatsarbeit Universität Zürich (unveröff.).
- Kupietz, Marc/Holger Keibel (2009): Gebrauchsbasierte Grammatik: Statistische Regelmäßigkeit. In: Konopka/Strecker, 33–52.
- Neef, Martin (2005): Die Graphematik des Deutschen. Tübingen.



- Niehr, Thomas (2018): Normenkonflikte. In: Birkner, Karin/Nina Janich (Hg.): Handbuch Text und Gespräch. Berlin/Boston, 533–554.
- Nussbaumer, Markus (1991): Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten. Tübingen.
- Orthographie in Wissenschaft, Unterricht und Gesellschaft (2014): Zwölf Thesen der Sektion „Deutsche Orthographie in Wissenschaft, Unterricht, Gesellschaft“ auf dem Deutschen Germanistentag, Kiel 2013. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 1, 102–104.
- Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.) (2014): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin/Boston.
- Sandig, Barbara (2007): Was ist guter Stil? In: Burkhardt, 157–161.
- Schimmel-Fijalkowytch, Nadine (2018): Diskurse zur Normierung und Reform der deutschen Rechtschreibung. Eine Analyse von Diskursen zur Rechtschreibreform unter soziolinguistischer und textlinguistischer Perspektive. Tübingen.
- Schrodt, Richard (2014): Von den Kräften der deutschen Sprachkritik. In: Plewnia/Witt, 243–272.
- Sieber, Peter (2006): Modelle des Schreibprozesses. In: Ursula Bredel u. a. (Hg.): Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch. 2., durchgesehene Auflage. Paderborn, 208–223.
- Spitzmüller, Jürgen (2013): Graphische Variation als soziale Praxis. Eine soziolinguistische Theorie skripturaler ‚Sichtbarkeit‘. Berlin/Boston.
- Stein, Peter (2006): Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens. Darmstadt.
- Steinig, Wolfgang/Wolfgang Betzel (2014): Schreiben Grundschüler heute schlechter als vor 40 Jahren? Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972, 2002 und 2012. In: Plewnia/Witt, 353–371.
- Stenschke, Oliver (2005): Rechtschreiben, Recht sprechen, recht haben – der Diskurs über die Rechtschreibung. Tübingen.
- Storrer, Angelika (2017): Internetbasierte Kommunikation. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, 247–282.
- Verheijen, Lieke (2013): The Effects of Text Messaging and Instant Messaging on Literacy. In: English Studies 94, 5, 582–602.
- Wood, Clare/Nenagh Kemp/Beverly Plester (2014): Text Messaging and Literacy – The Evidence. New York.
- Zifonun, Gisela (2009): Zum Sprachverständnis der Grammatikographie: System, Norm und Korpusbezug. In: Konopka/Strecker, 333–354.